

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 6

Artikel: San Franzisco [Fortsetzung und Schluss]
Autor: Matthias, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665140>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

San Francisco

Von Eugen Matthias.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein seltenes Zusammentreffen. —
Ein anschließendes Interview.

Meine „Leica“-Kamera streifte. An einem morgen befrage ich den deutschen Generalkonsul Herrn Dr. von Hentig nach der Adresse der Leibvertretung. Der allzeit bereite Herr erledigte die dringendste Post; dann geleitete er mich selbst in die Geschäftsräume, da diese sehr abgelegen und für den Fremden schwer zu finden sind.

Eine Viertelstunde später, und meine Hände werden kräftig geschüttelt, und Tränen rollen über die Wangen eines jungen Mannes, der seinen ehemaligen Lehrer und intimen Freund seines verstorbenen Vaters im heimeligen Zürcherdialekt begrüßt.

Die Welt ist doch klein; die Zusammentreffen oft so eigenartig, ja, wunderbar. 25 Jahre hatten wir uns nicht mehr gesehen; ich hatte keine Ahnung, daß der junge Mann hier sei. Meine Leica mußte mich zu ihm führen.

Am Abend wanderten wir gemeinsam durch den prachtvollen, einzigartigen, größten künstlich angelegten Park der Welt, den „Golden-Gate-Park“.

Wie erlebt so ein junger Schweizer und Europäer Amerika? — das war das Ziel meiner Fragen.

Als Kaufmann fühlt er sich wohl; die Methoden des Verkehrs sind freier, großzügiger. Ein Urteil darf der junge Mann sich wohl erlauben, bereist er doch seit acht Jahren ganz Kalifornien, sowie die angrenzenden Staaten. „Aber“, sagte er, „ich möchte doch zurück, auf die Dauer kann ich mich hier nicht heimisch fühlen.“

„Warum denn nicht“, so frage ich weiter.

„Das ganze Wesen des Europäers, des Schweizers ist so verschieden von demjenigen des Amerikaners. Wir haben Gemüt, wir suchen Familienleben, lieben gute Bücher, lieben echte Musik, ein gutes Theater.“

Das alles findet sich in Amerika nicht. In der großen Weltstadt San Francisco zum Beispiel kommt während nur vier bis sechs Wochen des Jahres eine richtige Theatertruppe, um wert-

volle Stücke aufzuführen; dasselbe gilt für die Musik. Auch diese wird nur zeitweise gepflegt und wird dann auch mehr als Sensation denn als wirkliche Musik aufgenommen. Die Auffassung des amerikanischen Rechtsbegriffes ist empörend“; dabei verwies er mich auf den soeben erwähnten Fall. „Die Amerikanerin ist ohne Gemüt“, so erzählt er weiter. „Ihre Freundlichkeit ist äußerlich, ohne Herzlichkeit; sie hat keinen Familiensinn; geistiges Sichverstehen will sie nicht. Die amerikanischen Girls sind trotz aller ihrer äußern Freundlichkeit kühl, ja berechnend. Viele heiraten, um sich bald wieder scheiden zu lassen, um von dem Manne eine möglichst große Rente zu fordern. Gelingt das Geschäft zwei- bis dreimal, dann ist die Existenz gesichert und vielleicht, aber nur vielleicht, heiratet die Frau dann aus Liebe, aber auch diese Liebe ist meist sprung- und launenhaft, eine Sache des Augenblicks, eine Liebe ohne Tiefe, ohne Treue.“

Vor einem Jahr ist der junge Mann in die Schweiz gereist, hat sich im Kanton Aargau eine Frau geholt; vor acht Tagen hat sie ihm ein Mädchen, in San Francisco ein Schweizermädchen geboren. So lasse ich den jungen Mann erzählen. Auf sein Urteil komme ich später zurück.

Unsere Schritte haben den Park schon lange verlassen. Auf einsamem Hügel wandern wir über Wiesen und Scholle. Schon vor mehr als einer Stunde ist die Sonne in den Stillen Ozean untergetaucht. Jetzt aber steigt goldenrot der Mond empor, sendet seine magischen Licht-, ja Feuerstreifen über die dunkel ausgebreitete, fast gespensterhaft schwarze Wasserfläche des Ozeans. Das ist das Bild, das die „Golden Gate“ dem Auge gewährt. Das Ohr aber wird umfungen von dem ewigen Rauschen der am nahen Riff sich zerschlagenden Wellen. Eine eindrucksvollere Szenerie kann sich auch der kühnste Maler für den Fliegenden Holländer nicht denken. Richtig, dort am nahen, einsamen Inselriff ragen Teile eines Schiffbugs und zwei Masten aus dem Wasser empor und belehren jedermann, daß das Meer, seine Wellen, seine Riffe auch fordern und vernichten können.

„Wenn ich das Meer sehe, habe ich Heimweh“, sagt der junge Mann. „Ich hatte keine Ruhe, bis ich mir ein Stück Heimat, eine Heimatseele geholt hatte. Jetzt aber träumen wir beide von der Zeit, wo wir unser Kind aus fremdem Land, in welchem es geboren, in die Heimat zurückbringen können.“

Was ist es doch ein eigenartig Ding um eine Menschenseele. Ist sie nicht etwas von aller Umwelt Losgelöstes, Unabhängiges? Der Heimwehmensch sagt uns nein. Seine Seele ist gebunden an die Jugenderinnerungen, an das Elternhaus, an Kameraden, an die heimatliche Scholle, an die Bilder, welche die heimatlichen Berge, Täler und Seen ihm einst in die Erinnerung einprägten. Vielleicht, wenn er als intelligenter Mann und Bürger sich als Glied einer sozialen Gemeinschaft fühlt, vergleicht er die Sitten und Gesetze des fremden Landes mit seiner Heimat, sucht und liebt er auch die Staatenordnung, vielleicht die höhere Gerechtigkeit und Freiheit seines bürgerlichen Vaterlandes.

Es war ein schöner Heimatabend, erlebt im fernen San Franzisko. In später Stunde drückte ich dem jungen Mann die Hand, wünsche ihm, seiner Frau und dem kleinen neugeborenen Menschenwesen die baldige Erfüllung seines erträumten heimwehseligen Glückes.

Ist es nicht etwas Schönes, wenn Menschen in ihrer Brust noch ein Ideal tragen, ein Ideal, das über Gold und Geld steht, ein Ideal, das, weil in der Seele verankert, dem menschlichen Gemüt Tiefe und Wärme verleiht?

Gibt es aber nicht auch andere Menschen, die ohne Gemüt, ja fast ohne Seele sind, deshalb, weil sie ihr Empfinden materialisiert und sich damit entseelt haben? Ich denke an den vornehmen Wittwenmörder und überlege und frage mich, wie solche Materialisierung der Seele entstehen kann.

Sicher muß es zwischen diesen Extremen, eines lebendig betonten Seelenlebens und einem entseelten, materialisierten, nur „Leib-Gehirnmenschen“ alle nur denkbar möglichen Zwischenstufen und Übergänge geben. Jede Erscheinung hat ihre Entwicklung. Amerika ist das Land, das zum Studium solcher Vorgänge ganz besondere Gelegenheiten bietet.

Die Brücken hinter sich zerschlagen.

Kurz vor meiner Abreise nach Amerika hatte ich erfahren, daß eine mir sehr gut bekannte Familie, die vor sechs Jahren nach Amerika ausgewandert ist, in der Nähe von Sacramento wohne. Das Tal des Sacramentoflusses liegt zwischen dem Küstengebirge und der Sierra Nevada. Von San Franzisko aus konnte ich die Leute somit in einigen Stunden Bahnfahrt erreichen.

Die Gelegenheit mußte ich benützen. Ich konnte den Leuten Heimatgrüße bringen, konnte mir aber auch nähere Einblicke ins Farmerleben vermitteln.

Vor Jahren lebte die Familie in guten Verhältnissen in einem ostschweizerischen Bauerndorf. Das Anwesen war schuldenfrei, die Leute materiell ohne Sorgen, die Familie, die zu den ältesten Dorfbürgern gehörte, sehr angesehen. Vier Kinder waren ihr Glück. Ein eigentlicher Grund zur Ausreise war nicht vorhanden. Wer aber kennt die Gedankengänge der Menschen? Amerika war ihr Traum. Trotz wohlmeinendem Mahnen von Bekannten wurde das schöne Anwesen mit allen seinen Habseligkeiten versteigert und die Fahrt gewagt. Sogenannte gute Freunde nahmen sich der biedern Auswanderer an. In Texas wurde eine Farm gekauft. Aber die Freunde waren trügerisch; die Farm war nicht rentabel und wurde wieder mit Verlust verkauft. Mit dem Rest des Geldes wurde eine andere, eben die in Sacramento erstanden.

Drei Tage zuvor hatte ich meinen Besuch angemeldet. Mein Besuch war ein Ereignis für das ganze Dorf! Viele freundliche Hände hatten Blumen, andere Süßigkeiten zum Empfang gebracht. Die Farm meiner Freunde besteht aus primitiv einfachem Holzhaus mit großer Stube, kleiner Küche, zwei dunkeln Kammern. Die zwei Söhne, zu baumstarken Jungens von 16 und 17 Jahren herangewachsen, schlafen in einem Bett auf offener Veranda. Ein Segeltuch schützt sie vor den Unbilden des Wetters, vor Mensch und Tier.

Dieser erste Eindruck und der Vergleich mit Früherem war bedrückend.

Der Betrieb der Farm ist wie alle andern monoton und eintönig, das deshalb, weil nach dem amerikanischen Grundsatz der Rationalisierung

auf jeder nur eine Frucht gebaut wird, entweder Orangen, Nüsse, Äpfel oder Birnen. Die Farm meiner Freunde ist eine Birnenfarm. In Reih und Glied stehen die Bäume da. Der Boden muß nur immer wieder aufgelockert werden; also ist es immer nur dieselbe Arbeit. Wenn der Ertrag gut ist, sinken die Preise; ist der Ertrag schlecht, dann ist die Ausbeute nicht groß. Zudem sind die Farmer in der Preissetzung ganz abhängig vom Großhändler, der ihr Diktator ist. Mit der Faust in der Tasche können sie nur düster brütend ihr Jahresschicksal entgegennehmen.

Wie kann es da anders sein, als daß der Existenzkampf, der hart, in brutaler Unerbittlichkeit grausam ist, das Denken dieser Menschen ganz mit Beschlag belegt. Wir machten eine Fahrt durch das Dorf. Mein Freund gibt mir Auskunft über alle Ertrags- und Verdienstmöglichkeiten seiner Nachbarn und Dorfbewohner.

Ob der Härte des Kampfes ist bei diesen Menschen so manches von früherer Selbstverständlichkeit, Ordnung an sich selbst und im Hause usw. abgestreift worden. Ja mit lachender Selbstverständlichkeit wird mir gesagt, daß man in Amerika für solche europäische Dummheiten keine Mühe und keinen Sinn mehr habe. In wie kurzer Zeit haben sich da doch die Bedürfnisse und Auffassungen gewandelt!

Wenn einiges verloren gegangen ist, so ist anderes hinzugekommen. Gefühlstiefe Menschen sind die Auswanderer doch geblieben. Der harte Kampf um den täglichen Erwerb, der Kampf mit der Scholle, mit Wind und Wetter, das Angewiesensein auf sich selbst inmitten einer andern, fremden Natur, inmitten fremder Menschen, die eine ganz andere Sprache sprechen, hat diese Menschen wie zu einem Kitt zusammengeworfen. Sie leben in einem tiefen „Eins-dem-andern-Verbundensein“, wie ich es mit solcher Intensität, solcher Ursprünglichkeit und natürlicher Lebendigkeit noch kaum erlebt habe.

Wie lange aber, so frage ich mich, wird das auch dann weiterleben, wenn der junge Mann oder das stramme blonde Mädchen mit Amerikas Gegenpartner den Bund fürs Leben eingehen werden; denn ohne Zweifel ist es noch das ursprüngliche Erlebnis der Auswanderer-Familie, ist es das gegensätzliche Verhältnis, die

Empfindung der Trennung, die Losgelöstheit von Heimat und Jugendfreunden, die mächtig zu dieser Intimität beiträgt. Je mehr dies Erlebnis zeitlich in die Ferne rückt, wird dieses bestehende, verbindende Band lockerer werden. Die Söhne und Töchter schon fühlen sich nur amerikanisch. Die Verbundenheit mit der Heimat ist bei ihnen bloß noch durch die Erzählung der Eltern gegenwärtig.

Auch in anderer Richtung sind die Menschen offener, aufgeschlossener geworden. Ich zog Vergleiche.

Kürzlich hatte ich Besuch von zwei Schulkameraden. Sie sind früh eine Ehe, eine glückliche Ehe eingegangen. Sie leben gute Fülle und gutes Genügen. Die Frau war eine der begabtesten jungen Frauen, die ich je kennen gelernt. Die Jahre des Erfolges und das fette „Tischleindeckdich“, die spannungslose Ehe, hat aus diesem einst so begabten Mädchen eine Frau geprägt, der die Suppe im Teller, die Krawatte des Mannes, ein gutes Täßchen Kaffee, etwas Nettes zum Anziehen erstes und letztes Denken geworden ist.

Ganz anders meine Freunde in Amerika. Die neue Umwelt, die andere Natur, die andern Menschen, andere Sprache, andere Geseze, Sitten, das nahe Meer, all das hat die Menschen lebhafter, aufgeschlossener, angeregter gemacht. Das ist die andere, erfreuliche Feststellung.

Es ist selbstverständlich, daß diese Einwanderer auf die Ansässigen ihrerseits auch wieder rückgewirkt haben. Die Kinder, vorab die beiden Jungen, welche die High School besuchen, sollen zu den fleißigsten, aufgewecktesten Schülern zählen. Angeborene Tüchtigkeit verbindet sie mit dem Verantwortungsgefühl gegenüber dem Auswandererschicksal ihrer Eltern und hat sie zu relativ früh gereiften Menschen gemacht. An anderer Stelle habe ich die Frage aufgeworfen, ob und wie sich diese Einflüsse auch in der nächsten Auswanderergeneration noch auswirken werden.

So gab mir dieser Besuch Gelegenheit, wertvolle Beiträge und Einzelstudien zu sammeln, die uns später dazu dienen werden, das amerikanische Geistesleben in seinem Entstehen und Sein näher verstehen zu lernen.

Nur zu rasch schwanden die Stunden in der

Farmerhütte dahin. Nur andeutungsweise, tastend wurde von der Heimat gesprochen. Die Unterschiede von „Einst und Jetzt“ sind groß, zu groß geworden. Wenn man dereinst aus Amerika in die Heimat zurückkehrt, möchte man doch angesehenener und reicher sein, als man es beim Verlassen derselben war. So gibt es für die Eltern zur Zeit keine Brücke, vielleicht werden es die Söhne schaffen. Das ist der Gedanke, der Kraft und neuen Mut gibt; denn die Erkenntnis, daß die Wanderfahrt nach Amerika im Grunde nicht das gesuchte Glück gebracht, ja, weniger als das, klar gesehen, ein Rückschritt um mindestens eine Generation bedeutet, diese Erkenntnis lag unausgesprochen, wie ein dumpfes, stummes Bedrücktsein über uns allen.

Junger Mann in San Franzisko, ob du und dein Weib und Kind den Heimweg noch zur rechten Zeit finden werdet!

Abschied von San Franzisko.

Dieser Besuch in Sacramento war mein letztes Erlebnis in San Franzisko. War die Ausbeute nicht groß genug, ja eigentlich bedrückend groß?

San Franzisko hatte mir alle seine landschaftlichen Schönheiten in blendender Sonne und damit unvergeßliche Natureindrücke vermittelt.

Aber die schönste Natur vermag nicht die Schicksale der Menschen zu ändern.

Wohl ist der Mensch, wie Pflanze und Tier, ein kosmisches, also ein Naturgeschöpf. Aber im Unterschied zu jenen hat der Mensch eine warme, empfindsame Seele. Dieser aber ist der Verstand mit allen seinen berechnenden Fähigkeiten als abkühlender, ja als wärmeerstarrender Kamerad beigelegt. Seele oder Verstand, Gemüt oder Dollar, Engel oder Verbrecher, das sind Gegensätze, Gegensätze, die nur in der Brust des Menschen wohnen, mit denen er überall, in Europa, in New York, auch an den schönsten Gestaden von Kaliforniens Küste, sich auseinandersetzen muß.

Amerika aber ist ein weites Land mit ungeheuren Wüsten, mit üppigen und weiten Ländern, mit den zu Millionen kumulierten Menschensiedelungen. All das ist Ursache, daß sich alle Möglichkeiten typischer, unmittelbarer, ja zu größter Gegensätzlichkeit und nacktester Offenheit ausprägen können.

Das war die andere Lehre, die mich San Franzisko gelehrt. Das war viel, sehr viel in meinen Reisesack. Deshalb war es höchste Zeit, am frühen Morgen meinem nächsten Ziel, Los Angeles, zuzusteuern.



In den Bergen leuchten wieder die Hänge im Weiß